

- ⁴ Interview mit H. Works, zit. in Exchange Nr. 10, April 1975, S. 39.
- ⁵ The Work of the Missionary in Preparing the Way for Independent Native Churches (Vortrag Manchester 1903, als Ms. gedruckt), S. 8.
- ⁶ The Three Selves Formula. IRM 53, 1964, S. 407.
- ⁷ Mission Out of Affluence. Missiology 1, 1973, S. 421, Anm. 6.
- ⁸ Evangelical Missions Quarterly 10, 1974, S. 302.
- ⁹ Waterbuffalo Theology, Singapore 1970, S. 207 ff.
- ¹⁰ W. Kohler, Neue Herrschaftsverhältnisse als Grund der Mission. EvTh 34, 1974, S. 473.
- ¹¹ Lutheran World Federation Information Nr. 6, 1975, S. 3.
- ¹² Zit. b. O. K. Flechtheim, Vielleicht kommen wir noch davon. Forum Vereinte Nationen, März 1975.
- ¹³ Zit. in Exchange Nr. 10, April 1975, S. 33.
- ¹⁴ Zit. b. P. Wiegräbe, Afrikanische Christen oder christliche Afrikaner. Mitteilungen der Norddeutschen Mission, April 1975, S. 2.
- ¹⁵ Das Wagnis für Christus zu leben. Das Wort in der Welt 55, 1975, Nr. 2, S. 17.
- ¹⁶ Viability, in: H.-J. Becken (Hrsg.), Relevant Theology for Africa, Durban 1973, S. 38.

Weltmission und westliche Christenheit

VON JACQUES ROSSEL

I. ENDE DER WESTLICHEN MISSION?

Zwei wesentliche Veränderungen, die spätestens seit dem letzten Weltkrieg eingetreten sind, veranlassen uns, ohne unserem Glauben Abbruch zu tun, diese Frage zu stellen.

Die erste Veränderung betrifft die Geographie. Überall in der Welt, auf allen Kontinenten, in den entlegensten Gebieten, beinahe auf jeder Insel sind Gemeinden und Kirchen entstanden, die in ihrer Umwelt von Christus und seinem Evangelium zeugen können. Wohl gibt es Gebiete, in denen es blühende Gemeinden gab, die jetzt entweder zerstört sind oder gezwungen werden, eine nach außen nicht auffallende Existenz zu führen. Das Gesamtbild bleibt jedoch das einer über die ganze Welt zerstreuten Kirche, ein Bild, das gegenüber demjenigen des 18. und 19. Jahrhunderts eine wesentliche Veränderung aufweist.

Im 15. Kapitel des Römerbriefes hält der Apostel Paulus seine Arbeit in Kleinasien und Griechenland für abgeschlossen: „Nun ich aber nicht mehr Raum habe in diesen Ländern, habe aber Verlangen, zu Euch zu kommen von vielen Jahren her, so will ich zu Euch kommen, wenn ich reisen werde nach Spanien“ (Röm

15,23). Paulus betrachtet sich als „ein Diener Christi Jesu unter den Heiden, priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes, auf daß die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm, geheiligt durch den Heiligen Geist“ (Vers 16). Er hat den Mut zu sagen, er habe im weiten Gebiet von Jerusalem bis Illyrien „das Evangelium voll ausgerichtet“ (Vers 19).

Dürften wir nicht, wir westlichen Christen, aus einem ähnlichen Gesichtspunkt unsere Aufgabe als beendet betrachten? Wohl wissen wir, daß die bisher erreichte geographische Zerstreuung der Kirche über alle Kontinente hinweg zahlenmäßig nur einen Bruchteil der Weltbevölkerung erfaßt. Für Paulus war die Lage ähnlich. Die Gemeinden, die er in Kleinasien, Mazedonien und Griechenland gegründet hatte, erfaßten einen ebenso kleinen Prozentsatz der in diesen Gebieten ansässigen Bevölkerung. Für ihn bedeutet die Gegenwart dieser verhältnismäßig kleinen Gemeinden, daß die Völker, aus denen sie gesammelt wurden, ein für Gott angenehmes Opfer sind. Das ist ein kühner Gedanke, vor dem die meisten westlichen Christen zurückschrecken, wenn er heute ausgesprochen wird.

Die zweite Veränderung ist noch wichtiger als die erste. Sie betrifft die Eigenständigkeit der überall in der Welt von westlichen Christen gegründeten Kirchen. Der Ruf nach einem Moratorium, d. h. nach einem zeitlichen Stop der Sendung von Missionaren und der materiellen Hilfe an die Kirchen in Asien, Afrika und Lateinamerika, kommt seit einigen Jahren nicht zur Ruhe. Die Tatsache, daß unseres Wissens keine Synode oder Kirchenleitung in den erwähnten Kontinenten ein solches Moratorium aus eigenem Antrieb beschlossen hat, sollte uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Moratorium ein ernstes Alarmsignal ist, das wir westlichen Christen nicht überhören dürfen. Das Moratorium ist ein Ruf nach Eigenständigkeit und Eigenverantwortung, ein Ruf nach Vollmacht im Geist. Wir müssen uns und unsere Partner fragen, ob die Sendung von Missionaren aus dem Westen und die materielle Hilfe, die gewährt wird, die Eigenständigkeit und Eigenverantwortung der Kirchen nicht beeinträchtigt. Das ist die Frage Nummer 1 der partnerschaftlichen Gespräche, die in regelmäßigen Abständen geführt werden. Auf keinen Fall dürfen wir westlichen Christen eine Vormundschaft ausüben. Wir müssen wohl auch zugeben, daß dies nicht leicht ist und daß wir immer wieder Gefahr laufen, eine solche bewußt oder unbewußt auszuüben. Das Moratorium richtet sich gegen westliche Bevormundung, nicht aber gegen Mission. Im Gegenteil: die Aufhebung der Bevormundung sollte die Eigenständigkeit der Kirchen stärken und ihnen ermöglichen, in Eigenverantwortung missionarischer zu wirken als bisher.

Hinsichtlich Vormundschaft und Bevormundung haben wir vom Apostel Paulus viel zu lernen. Er schickt sich an, wie wir gesehen haben, die Gemeinde

in Rom zu besuchen und mit ihrer Hilfe das Evangelium in das ferne Spanien zu tragen. Er bereitet seinen Besuch durch einen ausführlichen Brief vor, in dem er den römischen Christen sagt, was er glaubt, und auch wie er seinen missionarischen Auftrag auffaßt. Am Schluß des Briefes schreibt er: „Ich weiß aber selbst gar wohl von Euch, liebe Brüder, daß Ihr selber voll guten Sinnes seid, erfüllt mit aller Erkenntnis, daß Ihr Euch untereinander könnet ermahnen“ (Röm 15,14). „Voll guten Sinnes sein“, „Erfüllt sein mit aller Erkenntnis“ heißt wohl, daß die Christen in Rom auch ohne die Ermahnung des Apostels Paulus imstande sind, das Rechte zu tun; denn sie wissen, was Gott will. Mit anderen Worten: Sie sind mündige Christen, die keine Bevormundung brauchen und ohne Ermahnung eines Dritten auskommen. Deshalb betrachtet Paulus seinen Brief an die Römer als ein Wagnis: „Ich habe es dennoch gewagt und euch manches geschrieben, euch zu erinnern, kraft der Gnade, die mir von Gott gegeben ist“ (Röm 15,15).

Falls wir westlichen Christen entsprechend handeln, wird der Schrei nach einem Moratorium bald verstummen. Daß aber dieser Schrei ertönen mußte und immer noch ertönt, ist das Alarmsignal, daß wir den uns angeborenen Hang zur Bevormundung noch nicht völlig besiegt haben, daß wir nicht — wie Paulus gegenüber den Christen in Rom — gegenüber den Christen in Asien, Afrika und Lateinamerika die Gewißheit haben, daß sie ohne unsere Ermahnung das Rechte tun, weil sie ja, wie wir westlichen Christen, wissen, was Gott will. Es geht schließlich um den Glauben an den Heiligen Geist. Wir tendieren immer wieder dazu, uns mehr zuzutrauen als dem Heiligen Geist, und deshalb sagen wir den Christen in Asien, Afrika und Lateinamerika nur zögernd: „Ihr braucht unsere Ermahnung nicht, denn ihr wißt, was Gott will“.

Die Tatsache, daß die bisherige westliche Missionstätigkeit fast überall in der Welt größere und kleinere Gemeinden ins Leben gerufen hat und diese Gemeinden in Eigenverantwortung vor Gott stehen und vom Heiligen Geist geführt werden, stürzt uns westliche Christen in die Anfechtung. Das ist merkwürdig und befremdend; denn wir sollten uns eigentlich darüber freuen. Der tiefe Grund, warum wir dies nicht tun, liegt in der gewaltigen Herausforderung in Fragen des Glaubens, in der wir uns befinden, seit Kirchen in Asien, Afrika und Lateinamerika aus ihrer Vollmacht heraus zu uns reden. Wir werden von Christen aus diesen Kontinenten gefragt nach unserem Verständnis des Evangeliums und der Kirche. Durch ihr Fragen werden wir in Frage gestellt; deshalb sind wir angefochten; deshalb auch die Auseinandersetzungen, die die Kirchen gegenwärtig zu spalten drohen, sie jedoch erneuern sollten. Deshalb auch die Panik vieler christlich gesinnter Politiker in unseren Breiten, die gewohnt sind, in den Kirchen Hüterinnen des Status quo zu sehen, und merken, daß die weltweite christliche

Konfrontation manche Christen im Westen dazu führt, das Evangelium als verändernde Kraft neu zu entdecken.

Bevor wir nach der Zukunft der westlichen Mission fragen, müssen wir hier Halt machen und versuchen, die Herausforderung, in der wir uns befinden, zu verstehen.

II. DIE HERAUSFORDERUNG DER WESTLICHEN CHRISTENHEIT

Manche Christen und Theologen sehen in der gegenwärtigen Glaubenskrise der westlichen Christen eine Fortsetzung der Auseinandersetzungen zur Zeit der Aufklärung. Das stimmt nur zum Teil. Während die Auswirkungen der Aufklärung in ihren Anfängen auf einen Teil der Intelligenzia beschränkt blieb, erfaßt sie jetzt das gesamte Volk. Das Verhältnis zur Transzendenz geht verloren, die Entmythologisierung schreitet schnell voran. Es gibt eine theologische Richtung, die versucht, von Gott säkular zu reden, um, wie Paulus, „auf alle Weise einige zu gewinnen“ (1Kor 9,19-23). Das führt zu einer Polarisierung, die die alten Gegensätze liberal-orthodox von neuem heraufbeschwört. Diese entstammen jedoch einer Denkstruktur, die stark von der griechischen Philosophie her geprägt ist, in der von Anfang an eine materialistische, diesseitige Richtung mit einer geistigen, metaphysischen Richtung ringt. Die erwähnte Polarisierung muß also als eine vornehmlich westliche Angelegenheit verstanden werden. Wie wichtig diese Polarisierung für die Mission in unseren Breiten auch ist, so rückt sie in den Hintergrund, sobald wir mit den Fragen konfrontiert werden, die uns Christen aus Asien, Afrika und Lateinamerika stellen. Es ist nicht von ungefähr, daß rechtgläubige und liberale Christen in der Schweiz und in Deutschland in dieselbe Kerbe hauen, wenn es darum geht, gegen den Ökumenischen Rat der Kirchen Stellung zu nehmen! Beide fühlen sich in ihrem Selbstverständnis und in ihrer Glaubensstruktur bedroht durch die theologischen Impulse aus anderen Weltteilen, die der Ökumenische Rat weitergibt. Diese uns westliche Christen herausfordernden theologischen Impulse sind situationsbedingt. Wie verschieden die Situation in Lateinamerika, Afrika südlich der Sahara, Indien, Südostasien und im Mittleren Osten ist, so hat sie doch etwas gemeinsam. Es ist die Situation von Christen, die als Minderheit leben und darüber hinaus mit der großen Mehrheit ihrer Völker am kürzeren Hebel sitzen und die rassische, politische und wirtschaftliche Unterdrückung am eigenen Leib erfahren und erleiden. Es sind Christen, die in vieler Hinsicht in der Situation derjenigen Bevölkerungsschicht leben, die im Neuen Testament mit dem Begriff der Armen umschrieben wird, die inbrünstig auf den Messias warten. Ist es erstaunlich, daß diese Christen in der besonderen Situation, in der sie leben, die Proklamation von Jesus in Lk 4,18-22

mit anderen Ohren hören, als wir westliche Christen es tun, die zum großen Teil einer in materieller Hinsicht gesicherten Mittelschicht angehören?

Der Rechtgläubige unter uns, der die Stelle liest „Er hat mich gesandt zu verkündigen den Armen das Evangelium; er hat mich gesandt zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen“, liest sie weitgehend eschatologisch, d.h. im Blick auf den letzten Tag, auf die Wiederkunft des Herrn. Die eschatologische Dimension ist in diesem Text vorhanden und darf nicht ausgeklammert werden, aber der Rechtgläubige läuft Gefahr, der Herausforderung dieser Proklamation für das Heute unserer Zeit mit Hilfe dieser eschatologischen, zukünftigen Dimension auszuweichen.

Der liberale Christ unter uns, der dieselbe Stelle liest, wird die eschatologische Dimension kaum hervorheben, dafür um so mehr die geistige Dimension unterstreichen. Es ginge in diesem Text, würde er sagen, um die „geistig Armen“ und bei den Gefangenen um „geistige Gefangenschaft“. Auch die geistige Dimension dieses Textes darf nicht ausgeklammert werden, aber die Gefahr für die liberalen Christen unter uns besteht darin, daß sie durch ihre vergeistigende Interpretation der Herausforderung der Proklamation Jesu aus dem Weg gehen, und eben hier intervenieren Christen anderer Kontinente aus ihrer Situation der Armut und der Unterdrückung heraus und unterstreichen das *Jetzt*, das *Heute* der Proklamation: „Heute ist dies Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren“. Christen aus Afrika, Asien und Lateinamerika hören und verstehen diese Worte wörtlich, wie es die Hörer zur Zeit Jesu sicher auch getan haben.

Die wörtliche Auslegung darf auch nicht ausgeklammert werden. Daß sie eine Gefahr in sich birgt, ist klar. Es ist die Gefahr der Vorwegnahme der Vollendung des Reiches Gottes, das jetzt verborgen und geheimnisvoll unter uns wirkt wie Sauerteig im Teig. Aber eben doch wie Sauerteig! Ist es nicht vielfach so, daß wir vor diesem Sauerteig Angst haben, denn er gefährdet unsere materielle Sicherheit und unseren inneren und äußeren Frieden? Sauerteig riecht nach Gärung, und Gärung bringt nichts Gutes, so denken wir.

Die Stimmen der Christen aus anderen Kontinenten schaffen sich Gehör auf weltweiten Tagungen. Man darf nicht vergessen, daß diese Stimmen im Kongreß der Evangelikalen in Lausanne (1974) nicht weniger laut zu hören waren als auf den Tagungen des Ökumenischen Rates der Kirchen (z.B. in Bangkok 1973). Wenn jemand, den man nicht geneigt ist zu hören, sich Gehör verschaffen will, muß er wohl oder übel seine Stimme erheben. Er tendiert dann das, was er zu sagen hat, überspitzt zu formulieren. Je mehr wir westlichen Christen bereit sind zu hören, was andere Christen zu sagen haben, desto ruhiger und differenzierter

werden diese Christen ihre Anliegen und ihre Kritik vorbringen. Aber wir scheinen noch nicht auf diesem Weg zu sein, und das Gespräch dürfte während einiger Zeit noch schwieriger werden.

Kehren wir zurück zur Herausforderung, der wir westlichen Christen weltweit ausgesetzt sind. Bei dieser Herausforderung geht es um ein umfassenderes, tieferes Verständnis des Evangeliums. Um ein Verständnis des Evangeliums, das uns aus unserer fast angeborenen Sicherheit herauswirft, uns zur Umkehr führt und damit einen Neuanfang ermöglicht. „Christus befreit und eint“ heißt das Thema der bevorstehenden Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen. Einheit setzt Befreiung voraus: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15). Das ist die Ur-Herausforderung des Evangeliums.

Bei der Anfechtung, in der wir uns befinden, geht es zweitens um ein besseres Verstehen dessen, was Kirche ist. Bei uns im Westen ist Kirche oft so etwas wie ein Kopf auf einem zusammengeschrumpften Leib. Die leibhafte, im Gefüge der menschlichen Gesellschaft spürbare und sichtbare soziale Dimension der Kirche ist in unseren Breiten vernachlässigt worden. Die westlichen Kirchen haben wohl beinahe alle sozialen Aufgaben angefangen, vom Organisieren von Gewerkschaften unter den Arbeitern durch die Methodisten in England bis zur Bekämpfung des Alkoholismus über die Armen- und Krankenpflege. Vieles davon hat der säkulare Staat übernommen, und das ist gut so. Es handelt sich also nicht darum, das zu tun, was der Staat nun auch tut, auch wenn er es nicht so tut, wie wir es gerne hätten. Aber es geht darum, sichtbare Strukturen der Gemeinschaft zu schaffen, die der umliegenden Welt deutlich machen, daß wir als Christen unter der Führung des Heiligen Geistes ein besonderer Teil der Gesellschaft der Menschen sind.

Was diesen besonderen Teil der menschlichen Gesellschaft kennzeichnet, ist sein Vertrauen in die Vergebung, die Jesus Christus durch seinen Tod am Kreuz verbürgt, und in der Hoffnung auf die vollkommene neue Welt, auf die seine Auferstehung hinweist. Vergebung schafft Raum für immer neue Ansätze; Hoffnung schenkt Geduld und Ausdauer angesichts der Unvollkommenheit menschlichen Handelns im Vorläufigen unserer Zeit. Vergebung und Hoffnung, gegeben in Tod und Auferstehung Christi, müssen immer wieder von neuem empfangen werden. Das ist die Funktion des sonntäglichen Gottesdienstes, des Verharrens in der Lehre der Apostel und des Gebets. Das Leben der Kirche wird weitgehend auf diesen gottesdienstlichen Teil eingeschränkt. Man darf ihn wohl als Kopf bezeichnen, so wichtig ist es. Der Kopf kann aber nicht ohne Leib leben. Der Leib der Kirche besteht in Strukturen der Gemeinschaft, die das Besondere

der christlichen Gemeinschaft zum Ausdruck bringen: das sich gegenseitig Annehmen; das miteinander Teilen; das gemeinsame Setzen von Prioritäten, die dem Willen Gottes und nicht demjenigen der Mächtigen der Welt entsprechen. Dank dieser besonderen Strukturen der Gemeinschaft wird Kirche Sauerteig, Erneuerungskraft — zur Freude der einen und zum Schrecken der anderen.

Man wird wohl sagen müssen, daß die führenden Christen in Asien, Afrika und Lateinamerika durch ihre Entdeckung der erneuernden Kraft des Evangeliums gegenwärtig dermaßen beschäftigt sind, daß sie sich mit der Bedeutung der Kirche als dem eigentlichen Träger der Erneuerung noch wenig befaßt haben. Es bereitet uns Not zu sehen, daß die selbständig gewordenen Kirchen Mühe haben, aus der kümmerlichen Sicht der Kirche, die wir westliche Christen exportiert haben, herauszukommen, obgleich sie in Kulturen leben, die den Gemeinschaftsstrukturen einen großen Wert beimessen. Immerhin, die Entdeckung des Evangeliums als erneuernder Kraft für das ganze Leben der Menschen trägt in sich die Frage nach dem Leib, der dieser Erneuerung Gestalt verleiht. Es ist deshalb nicht von ungefähr, wenn es gerade ein lateinamerikanischer Christ ist, der heute die Notwendigkeit der Teilnahme am Leben einer konkreten Gemeinde besonders unterstreicht. Anlässlich der Versammlung der Kommission für Weltmission und Evangelisation in Figueira da Foz, Portugal, Februar 1975, hat der Direktor der Kommission, Pfarrer Emilio Castro aus Uruguay, in seinem Bericht folgendes gesagt, das besondere Aufmerksamkeit fand: „Ohne konkrete Bindung an eine gottesdienstliche Gemeinschaft gehen wir verloren im Ozean der ideologischen und politischen Kämpfe, verlieren wir den Sinn der Unmittelbarkeit und den Sinn für menschliche Proportionen. Vieles von dem, was man heute die ‚Krise der Berufung zum Amt‘ nennt . . . kommt aus unserer Unfähigkeit, die Kluft zu überbrücken, die zwischen dem normalen Leben einer konkreten Gemeinde und der Vision eines weltweiten Kampfes, an dem Christen teilnehmen müssen, steht. Wir glauben, daß das wichtigste Gebiet, auf das sich die theologische Ausbildung jetzt konzentrieren muß, die Pastoraltheologie ist, der Versuch, ein theologisches Verständnis von den Realitäten dieser Welt zum normalen Leben der christlichen Gemeinde in Beziehung zu setzen . . .“

III. KIRCHE UND ENTWICKLUNG

Die westliche Mission hat sich von Anfang an mit Fragen der Entwicklung befaßt. Die Liebestätigkeit führte notgedrungen zu „Interventionen im säkularen Bereich“, wie Basler Missionare Anfang dieses Jahrhunderts in Indien ihre Industrie-Unternehmungen bezeichneten. Es ging darum, das Handwerksmonopol gewisser Kasten zu durchbrechen. Zu diesem Zweck wurden auf eingeführt

Webstühlen Weber angelernt und zur Beschaffung des Materials und zum Verkauf der Fertigprodukte eine Handelsgesellschaft gegründet, die bald ihre Eigenständigkeit entwickelte, so daß während des Ersten Weltkriegs eine völlige Trennung zwischen Handelsgesellschaft und Mission notwendig wurde. Im übrigen konzentrierte sich die Entwicklungsarbeit der Mission auf Primar- und Sekundarschulen und Krankenpflege. 1960 begann eine neue Phase der Entwicklung unter dem Motto, den selbständig gewordenen Kirchen zu helfen, an der Entwicklung ihrer unabhängig gewordenen Nationen teilzunehmen. Die Kirchen verfügten mehr und mehr über die notwendigen Kader für Gemeindefarbeit, Evangelisation und Primarschulen. Diese Kader waren von den Missionen systematisch geschult worden, so daß weiße Missionare für diese Sparten nicht mehr im gleichen Maße wie früher notwendig waren. Die Zahl der theologisch geschulten Missionare nahm bedeutend ab. Hingegen fehlten den unabhängig gewordenen Kirchen die geeigneten Kräfte für das höhere Schulwesen, Spitalpflege und Entwicklungsprojekte auf dem Gebiet der Landwirtschaft und Technik, die dank Organisationen wie „Brot für die Welt“ oder „Brot für Brüder“ errichtet werden konnten. Während im letzten Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg zum Beispiel in Indien der Nachdruck der Entwicklung auf Arbeitsbeschaffung lag, lag nun der Nachdruck auf Berufsschulung. Kirchen und Missionen glaubten, durch diese Schulung einen wichtigen Beitrag am allgemeinen Aufbau der neuen Nation zu leisten. Eine große Zahl von opferwilligen, technisch gut ausgebildeten jungen Christen stellte sich durch die Missionen den Kirchen in Asien und Afrika für ihre Entwicklungsprojekte zur Verfügung. Man hoffte, diese Entwicklung würde den Graben zwischen reichen und armen Nationen verringern. Auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Uppsala 1968 wurde es deutlich, daß die großen Ungleichheiten zwischen reich und arm in der Welt mit bloßer technischer Entwicklung nicht abgebaut werden können, weil sie durch Strukturen in den entwickelten Ländern und ihnen entsprechende Strukturen in Entwicklungsländern aufrechterhalten werden. Die freie Marktwirtschaft innerhalb der westlichen Industrienationen, deren negative Folgen dank der Arbeiterbewegungen und staatlicher Eingriffe eingedämmt werden konnten, ist heute weltweit schwer kontrollierbar. Frühkapitalistische Mißstände breiten sich in den ärmeren Gebieten Lateinamerikas, Afrikas und Asiens aus, wobei der Staatskapitalismus der sozialistischen Staaten die Situation der ärmeren Nationen aus Eigeninteresse ebenso ausnützt wie die zum Sündenbock abgestempelten multinationalen Gesellschaften der westlichen Industriestaaten.

Müssen Kirche und Mission sich mit diesen Mißständen abgeben? Auf diese Frage gibt es zwei Antworten. Die erste ist theologischer Art. In den entwicklungshemmenden Strukturen und Systemen wird das Phänomen des Bösen, der

Sünde, sichtbar, das Kirche und Mission theologisch interessiert. Die Analyse entwicklungshemmender Strukturen und Systeme wirft erneut die Frage der menschlichen Ohnmacht angesichts des Bösen auf. Das Böse hat persönliche, subjektive Züge, die in Strukturen und Systemen objektiv faßbar sind. Der Mensch, der nicht mit der göttlichen Wirklichkeit konfrontiert wird, tendiert dazu, seinem persönlichen Vorteil oder dem Vorteil seiner Familie, seines Stammes, seiner Nation, seiner Rasse nachzugehen. Das ist, biblisch gesprochen, Sünde. Die Weltmissionskonferenz Bangkok 1973 kam zu folgendem Ergebnis: „Das Böse ist im Leben des einzelnen und in den ausbeuterischen Sozialstrukturen wirksam, die das Menschengeschlecht entwürdigen; darum tut sich Gottes Gerechtigkeit in der Rechtfertigung des Sünders und in sozialer und politischer Gerechtigkeit kund. Schuld ist immer Schuld des einzelnen und gemeinschaftliche Schuld; darum verwandelt Gottes befreiende Kraft Menschen und Strukturen. Wir müssen in unseren Gedanken die Aufspaltung zwischen Seele und Leib, Mensch und Gesellschaft und Menschheit und Schöpfung überwinden. Darum betrachten wir das Ringen um wirtschaftliche Gerechtigkeit, politische Freiheit und kulturelle Erneuerung als Elemente der umfassenden Befreiung der Welt im Namen Gottes. Dieses Befreiungswerk wird erst vollbracht, wenn der Tod in den Sieg verschlungen ist (1Kor 15,55). Dieser umfassende Heilsbegriff fordert von dem ganzen Volk Gottes eine gleichermaßen umfassende Bereitschaft zur Mitarbeit am Erlösungswerk.“ (Aus dem Bericht der Sektion II „Heil und soziale Gerechtigkeit inmitten einer gespaltenen Menschheit“.)

Die zweite Antwort auf die gestellte Frage muß auf der Ebene der kirchlichen Praxis gegeben werden: Kann die weltweite Kirche Jesu Christi Ohren, Augen und Mund zumachen im Blick auf eine Situation, die ihren Gliedern unsägliches Leid bereitet? Soll sich weltweit wiederholen, was sich in Europa im 19. Jahrhundert ereignet hat, als die Kirche mit Ausnahme weniger ihrer Glieder schwieg und die Arbeiterschaft an Karl Marx verlor?

Diese beiden Antworten, die theologische und die praktische, gehören eng zusammen. Es handelt sich schließlich um ein geistliches Problem größten Ausmaßes: Umdenken und Umkehr der Reichen wie der Armen.

Die Umkehr der Armen besteht darin, daß sie aufhören, von den Reichen Hilfe zu erwarten, und nach Wegen suchen, um sich selber zu helfen. Das kann zweierlei bedeuten: Aufruf zum Klassenkampf im marxistischen Sinn oder Appell, die geistigen Kräfte der Erlösung durch Jesus Christus in Anspruch zu nehmen und zu wirken in der Gewißheit der Vergebung, die neue Ansätze ermöglicht, und der Hoffnung, die die notwendige Durchhaltekraft verleiht. Theologisch gesehen handelt es sich um das rechte Verständnis des Evangeliums. Wir

werden hier wieder auf die drei Interpretationsmöglichkeiten der Predigt Jesu in Nazareth hingewiesen. Sobald sie nicht als komplementäre Interpretationen vorgetragen, sondern gegeneinander ausgespielt werden, droht Häresie. Da ist die Häresie des Messianismus, die das Reich der Gerechtigkeit, wenn nötig mit Gewalt, zu verwirklichen sucht. Da ist die Häresie des Spiritualismus, die zur Trennung zwischen der inneren, seelischen Wirklichkeit des Menschen und der äußeren Wirklichkeit der Schöpfung führt. Da ist die Häresie der Apokalyptik, die die gegenwärtige Zeit den Dämonen ausliefert und aus der Kirche einen Wartesaal der Ewigkeit macht, in der Meinung, es würde sich nichts ändern vor Anbruch des Tages des Herrn.

Kirche und Mission befinden sich also vor einer gewaltigen theologischen Aufgabe. Es geht um nichts weniger als herauszustellen, worin die spezifische Aufgabe von Kirche und Mission in der gegenwärtigen weltweiten Entwicklung mit ihrer gefährlichen Polarisierung besteht.

Das Handeln von Kirche und Mission in der Welt orientiert sich am Handeln Gottes mit den Menschen, wie es in der Bibel bezeugt ist. Eine Kernaussage darüber befindet sich in Sach 4,6: „Nicht durch Heeresmacht und nicht durch Gewalt, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr der Heerscharen.“ Das Urprojekt Gottes, in dem sein Handeln Gestalt annimmt, ist das Volk Israel. An diesem Projekt wird deutlich, a) daß Gott auf der freien Entscheidung der Israeliten, die er aus ihrer Unfreiheit erretten will, aufbaut; b) daß jedesmal, wenn Israel sich verselbständigt und den Urheber seiner Rettung vergißt, es in seiner Weiterentwicklung bedroht ist; c) daß Gott Israel trotz allem nicht aufgibt, aber sich auch nicht auf immer durch seinen Widerstand aufhalten läßt. Er setzt von neuem an mit Jesus Christus. Mit Tod und Auferstehung Jesu beginnt neben Israel, dem Urprojekt Gottes, das neue Projekt der Kirche.

Methodische Fragen sind Kernfragen, denn in den Methoden brechen die Zielvorstellungen durch. Die methodischen Konsequenzen der Orientierung des Handelns der Kirche auf das Handeln Gottes sind dreifach: a) Die Kirche lehnt die Vergötzung (oder Verabsolutierung) von Modellen und Systemen ab, denn kein Modell und kein System kann Anspruch erheben, absolute Gültigkeit zu haben; b) Die Kirche lehnt Zwang als Methode der Veränderung ab. Sie anerkennt, daß der Staat im Interesse der Allgemeinheit im begrenzten Maß Zwang anwenden muß, aber dieser Zwang darf den Menschen nicht entmenslichen. Es gibt Grundrechte des Menschen, die unaufgebbar sind. Neben dem Recht zu leben, dem Recht zur kulturellen Identität, dem Recht zur Mitbestimmung gibt es das Recht zum Protest, das Recht der persönlichen Würde, das Recht zur freien Ausübung seines Glaubens, seiner Religion oder seiner Ideologie. Diese Grundrechte

bilden die Grenze des Zwangs, den Staat oder Gemeinschaft auf den einzelnen im Interesse der Allgemeinheit ausüben dürfen, und die Kirche ist verpflichtet, den Staat an diese Grenzen zu erinnern; c) Aus diesen beiden negativen Konsequenzen ergibt sich die positive Konsequenz, daß der Kirche nur eine Methode zur Verfügung steht, nämlich diejenige der Bewußtseinsbildung. Bewußtseinsbildung, wie die Kirche sie versteht, ist Appell zur metanoia, zum Umdenken und zur Umkehr. Dieses Umdenken bewirkt Befreiung von allerhand Bindungen und Bereitschaft für Zusammenarbeit in einer auf Gerechtigkeit, Friede und Einheit verpflichteten Gemeinschaft.

Dieser Appell ist nicht nur Wort, sondern Tat. Er nimmt Gestalt an, nicht die Gestalt eines umfassenden und lückenlosen Systems, sondern die bescheidene Gestalt eines Teilstückes, das wie ein Katalysator, wie Sauerteig, als Teil des Teiges im Teig wirken kann. Diese Handlungsweise der Kirche entspricht der zurückhaltenden Handlungsweise Gottes mit den Menschen, wie wir sie aus der Bibel kennen, und darf deshalb auch mit der für uns unfaßbaren Macht des Geistes rechnen.

Damit haben wir versucht, die theologische und methodologische Grundlage der Aufgabe der Kirche und Mission in den verschiedenen Entwicklungssituationen, in der sich die Kirche weltweit befindet, zu beschreiben, einer Situation, die in gewissen Gebieten durch Unterdrückung und Ausbeutung, in anderen durch krebsartiges Wachstum und Verschwendung charakterisiert ist und die jedesmal das bewußtseinsbildende, zur Umkehr aufrufende Handeln der Kirche erfordert.

IV. WELTMISSION MORGEN

Wir befinden uns in einer nicht übersehbaren Übergangszeit. Wir erleben das Auslaufen einer großartigen, gewaltigen westlichen katholischen und evangelischen Missionsepoche, die am Ende des 15. Jahrhunderts angefangen hat, also seit 500 Jahren andauert, und erleben die Anfänge einer neuen Epoche, deren erste Anzeichen kurz vor dem Ersten Weltkrieg feststellbar sind (z.B. an der Missionskonferenz in Edinburgh 1910). Diese Anzeichen werden sichtbar in der Eigenständigkeit und Eigenverantwortung der Kirchen, die aus der Arbeit der westlichen Missionen entstanden sind. Mit diesen Kirchen sind neue Zentren der Mission entstanden. Wir könnten den Standpunkt vertreten, diese Tatsache erlaube den westlichen Kirchen, sich ganz und gar ihren eigenen Aufgaben zu widmen. So wird oft das Moratorium von westlichen Christen verstanden. Das entspräche dem nachreformatorischen Landeskirchentum, wonach jede Landeskirche sich auf ihre Eigenständigkeit und Eigenart beruft und aus diesem Grunde das *verbindliche* Zusammengehen mit anderen Kirchen zurückweist. Das wäre

allerdings das Ende der weltweiten Mission und der weltweiten Kirche. Wir müssen einmal entscheiden, ob nach dem Neuen Testament Ortskirche im Alleingang wahre Kirche Christi ist oder wahre Kirche Christi nur im Bewußtsein, Teilkirche zu sein, besteht. Es scheint uns, daß das Neue Testament das zweite betont.

Deshalb ist es nicht möglich, daß wir westlichen Christen uns nicht weiterhin bemühen, im Austausch mit den Zentren der Mission zu bleiben. Wohl ist die Gefahr groß, daß unser westliches Verantwortungsbewußtsein in diesem Austausch immer wieder unliebsam zum Vorschein kommt und den Schrei nach einem Moratorium von seiten unserer Partner aus anderen Kontinenten berechtigt. Das ist eine Belastung, die wir nüchtern einkalkulieren müssen — denn fünfhundert Jahre Verantwortungsbewußtsein läßt sich nicht innerhalb einer oder zweier Generationen auslöschen —, aber im offenen Gespräch mit unseren Partnern werden wir immer wieder die notwendige Korrektur erfahren.

Als vornehmliche missionarische Aufgabe der Übergangszeit, in der wir uns nun einmal befinden, erscheint uns das brüderliche interrassische und interkulturelle Gespräch von besonderer Bedeutung, denn durch dieses Gespräch, das zu gemeinsamem missionarischem Handeln an gewissen Orten führen kann, wie es die CEVAA zeigt (Communauté Évangélique d'Action Apostolique, die Nachfolgeorganisation der Pariser Mission), erhalten die neuen und alten Zentren der Mission neue Impulse für ihre Arbeit. In den interkulturellen gemeinsamen Gesprächen geht es hauptsächlich um die Orientierung kirchlichen Handelns am Handeln Gottes, um den Stand des Teilens zwischen reich und arm, um das sich gegenseitig Annehmen trotz rassischer und kultureller Unterschiede. Es geht darum, wie wir einzeln und gemeinsam die Vergebung, die in Jesus Christus gegeben ist, verstehen und aus dieser Vergebung leben, wie wir uns gemeinsam der Hoffnung stellen, die im auferstandenen Jesus Christus uns geschenkt ist, und der Welt gegenüber Zeugnis ablegen. Diese gemeinsamen Gespräche erfolgen nicht nur auf Konferenzen und Tagungen, sie geschehen auch im kleineren Kreis auf der Ebene der Gemeinde. Die Zahl der Christen, die kulturelle Grenzen aus irgend einem Grunde überschreiten, ist noch nie so groß gewesen wie jetzt. Es sollte deshalb sehr vielen Gemeinden in unseren Breiten möglich sein, das direkte Gespräch mit fremden Christen (und Menschen anderer Kulturen, die Nichtchristen sind) aufzunehmen und es zu wagen, sich von diesen Fremden in Frage stellen zu lassen.

Weltmission morgen wird nach unserer Überzeugung im wesentlichen die Mission des Fremdlings sein. Es ist eine viel zu wenig beachtete biblische Tatsache, daß Gott seine Mission mit zwei verschiedenen Trägern durchführt. Der erste,

vornehmliche Träger ist die Gemeinde am Ort, der zweite ist der Fremdling, der sich aus irgendeinem Grund in dieser Ortskirche befindet oder in diese Ortskirche von anderswoher gesandt oder gerufen worden ist. Das Evangelium muß in einer bestimmten Situation und in einer bestimmten Kultur heimisch werden, um zu wirken. In letzter Zeit ist das Heimischwerden besonders betont worden (kulturelle Identität). Das Heimischwerden des Evangeliums in einer bestimmten Situation und in einer bestimmten Kultur birgt aber in sich die Gefahr, daß es in der betreffenden Situation oder in der betreffenden Kultur teilweise aufgeht. Hier hat der Fremdling, der aus einer anderen Situation und aus einer anderen Kultur kommt, einen wichtigen Auftrag zu erfüllen. Dieser Auftrag ist besonders schwer, denn seine Fremdheit stößt ab, isoliert ihn und wird für ihn zur Anfechtung. Überwindet er aber diese Anfechtung, dank seines Vertrauens in Gott, der ihn gebraucht, dann wird er zum Anreger, der neue, wichtige Impulse gibt, die für die Mission an diesem Ort wichtig sein können und zum Katalysator von Änderungen innerhalb des Lebens der Kirche und der Gesellschaft, die vielleicht ohne ihn nicht zustande kämen.

Was die Mission von morgen betrifft, so dürfte es im wesentlichen darum gehen, Strukturen zu finden, die diese missionarischen Impulse aus fremden Situationen und fremden Kulturen verbinden und die missionarische Wirkung der Ortskirche steigern.

Wichtiger als Strukturen sind Menschen, die sich dieser Strukturen bedienen. Das müssen auch morgen wie gestern Menschen sein, die aus innerer Überzeugung heraus in eine ihnen fremde Situation hinauszugehen bereit sind. Diese innere Überzeugung oder Motivierung besteht darin, daß Gott den Fremdling für seine Mission auch heute im Zeitalter der weltweiten Diaspora christlicher Kirche und Mission gebraucht und daß ein echter Fremdling nicht aus einer Situation der geistigen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Überlegenheit handelt, sondern sich von vornherein darauf einstellt, der Unterlegene zu sein, seinen Dienst in den unteren Schubladen zu leisten und nicht wie früher in den oberen Schubladen. Gegen diese Motivierung und gegen diese Auffassung des Dienstes gibt es kein Moratorium. Anlaß des Moratoriums ist der vielerorts noch verspätete Dienst westlicher Missionare in den oberen Schubladen.

Westliche Kirchen und Missionen müssen jetzt ihr Engagement überprüfen und untersuchen, was am Auftrag und an der Arbeit ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, an der Zielvorstellung der unterstützten Projekte am Auslaufen ist und deshalb bewußt auch abgebaut werden muß und was von der Arbeit ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und an den unterstützten Projekten für die Mission von Jesus Christus in der Welt von morgen zukunftsfruchtig ist. Eine

solche Überprüfung wird zeigen, daß das Neue vom Alten nicht radikal getrennt werden kann, weil das Zukunftsträchtige sich mitten im Ablaufenden befindet. Sie wird uns aber auch helfen, Bestehendes zu erkennen.

Bestehen bleibt das Evangelium. Bestehen bleibt der Auftrag, die frohe Botschaft Christus aller Kreatur zu verkünden, so daß sie es verstehen und annehmen können. Bestehen bleibt der Auftrag, uns gegenseitig zu ermahnen. Bestehen bleibt die weltweite Einheit der Christen in Christus, denn Christus ist unteilbar.

Das Ende der traditionellen Entwicklungshilfe

Bemerkungen zum Entwicklungskonflikt

VON GERHARD GROHS

I. Wir stehen bereits in der Mitte der zweiten Entwicklungsdekade und wissen, daß das erste Entwicklungsjahrzehnt praktisch ohne nennenswerte Auswirkungen auf die Entwicklungsländer geblieben ist. Der Abstand zwischen den reichen und den armen Ländern hat sich eher vergrößert, die Massenarbeitslosigkeit in den Entwicklungsländern steigt entsprechend der Bevölkerungsentwicklung, Hungerkatastrophen bisher nicht bekannten Ausmaßes kündigen sich an, und die Verteuerung der Ölpreise hat am härtesten die Entwicklungsländer getroffen, die am ärmsten sind, also weder Rohstoffe anzubieten noch Industriewaren zu exportieren haben.

Für die Entwicklungshilfe, sei es staatliche oder kirchliche, ergibt sich daraus klar, daß sie auf keinen Fall diese Probleme lösen kann, sondern daß sie vor allem Soforthilfe bei Katastrophenfällen wie der Hungersnot in der Sahelzone, den Überschwemmungen in Bangla Desh oder großen Fluchtbewegungen, die durch politische Ereignisse ausgelöst werden, wie in Südvietnam, Nigeria während des Biafra-Krieges oder jetzt in Eritrea und bei den Kurden, die in andere Länder fliehen, leisten muß. Sie kann punktuell, vielleicht zeichenhaft helfen, sie kann durch Förderung von Projekten, die in Entwicklungspläne eingeordnet sind, Verbindungen zu uns herstellen.

Langfristige Hilfe aber setzt eine Veränderung des Welthandels voraus, von dem sich 75% zwischen den Industrieländern und nur 5% zwischen den Entwicklungsländern selbst abspielt. Eine solche „Umstrukturierung“ können die